3 1761 07376623 0

Ettmüller, Ernst Moritz Ludwig
Sechs Briefe und ein Leich

9
8

Sechs

Briefe und ein Leich

nebst einigen Bemerkungen

über

die Frauenliebe im Mittelalter.

Von

Ludwig Ettmüller.

Dr. und Prof.

A 849

PT
1129
L6E8

902050

Etwas über die Frauen und die Liebe im Mittelalter.

Zu den bedeutsamsten Wirkungen des mittelalterlichen Ritterthums auf das öffentliche und häusliche Leben gehört unstreitig auch die gänzliche Aenderung der Stellung des weiblichen Geschlechtes, wenigstens der Frauen der höheren Stände. Hatte bis zu den Tagen der allgemeinen Verbreitung des Ritterstandes in fast allen Staaten Europas, nämlich bis zu den Kreuzzügen, das Weib überall im Ganzen noch diejenige Stellung eingenommen, die ihm nach der althergebrachten Ansicht jedes einzelnen Volkes zukam: so ward diese Stellung jetzt überall, wo das Ritterthum sich entwickeln konnte, ziemlich schnell eine ganz andere, und zwar eine, die sich bald um ein Bedeutendes höher und einflussreicher auswies. Denn vermochten auch schon in dem streng vernünftigen heidnischen Alterthume einzelne Frauen, die enggezogenen Schranken durchbrechend, nicht nur den bedeutendsten Einfluss, selbst Herrschgewalt, sondern auch die Achtung der Gegenwart und Nachwelt sich zu erringen: so blieb nichts desto weniger immer doch die Stellung des Weibes dadurch im Ganzen unverändert. Immer war das Weib dem Manne untergeordnet; die Tochter das Eigenthum des Vaters; die Frau die mit Geld oder Gut erkaufte Dienerin des Gatten. Selbst das Christenthum, obgleich es zwar die allgemeine Stellung des Weibes allerdings erhub, konnte und wollte das Weib niemals zu der Höhe erheben, worauf das Ritterthum die Frauen stellte; es verhielt sich vielmehr zu der damals allgemein den Frauen dargebrachten Huldigung nicht anders, als anfänglich zu der zur selben Zeit mit dem grössten Eifer an den Tag gelegten Verehrung der heiligen Jungfrau: es gestattete, ohne selbstthätig zu fördern. Wenn daher auch junge, rittermässige Leute nicht selten aufgefordert wurden, „alle reinen Frauen zu ehren um der Magd willen, die Gott gebar"; so wird diess reichlich durch die alles Ernstes ausgesprochene Behauptung aufgewogen: „Gott selbst könne rothen Münden nichts versagen". Wir dürfen demnach keineswegs die allgemeine Verehrung der Frauen im Mittelalter von der Verehrung der heiligen Jungfrau, somit von der katholischen Auffassung des Christenthums, herleiten; eben so wenig als die Verehrung der heiligen Jungfrau von der vom Ritterthum der gesammten Frauenwelt unausgesetzt dargebrachten Huldigung. Nur das ergiebt sich als sicher, dass wie die Verehrung der Maria in dem ritterlichen Sinne des Mittelalters für Frauenverehrung überhaupt, wenn auch nicht ihren Grund, doch ihre Wurzel hatte, so auch hinwiederum der Ruhm und das Ansehn der heiligen Jungfrau, als sie erst überall fest begründet waren *),

*) Es ist bekannt, dass es zu jeder Zeit einzelne, aber auch nur einzelne Männer gab, die von der Verehrung der heiligen Jungfrau nichts wissen wollten. Sie galten natürlich für Ketzer, so rechtgläubig sie auch sonst sein mochten. Auch der Dichter Wolfram von Eschenbach scheint zu dieser Sekte gehört zu haben; denn niemals erwähnt er auch nur der heiligen Jungfrau in seinen Gedichten, so oft auch dazu Veranlassung geboten war.

einen hellen Glanz auf das ganze weibliche Geschlecht zurückstrahlten. Freilich ward in einzelnen Fällen die Weiblichkeit des verehrten Gegenstandes von den Verehrenden nicht immer gebührend beachtet, mochte die Verehrung der heiligen Jungfrau selbst oder nur einer edlen Dame gelten. Hieher gehört etwa, wenn man die heilige Jungfrau zur besondern Patronin der Kreuzzüge erhub, obgleich die Schutzheiligen des Ritterstandes, die beiden Drachentödter Michael und Georg, ohne Zweifel sich weit besser zu Patronen der blutgebadeten Kreuzfahrer geschickt hätten; oder wenn ganz besonders im Namen der Maria die Ritterschaft Frankreichs zur Verfolgung und Ausrottung der Waldenser aufgefordert ward; auf der anderen Seite, wenn einzelne Ritter ihre Damen mit sich im Lande herumführten, damit sie die Thaten, die zu ihrer Verherrlichung gethan würden, gleich selbst mit ansehen könnten; oder endlich, wenn man den Damen sogar das Recht übertrug, die Ritterwürde zu ertheilen; eine Verirrung, die jedoch nur in Frankreich aufkommen und, wenigstens eine Zeit lang, sich erhalten konnte. Wir dürfen uns daher auch gar nicht darüber wundern, sollte es auch uns in der That wunderbar erscheinen wollen, dass z. B. im dritten Kreuzzuge, der unter der Leitung des Kaisers Friedrich I. und der Könige Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England Statt fand, eine Menge Frauen, und zwar zum Theil Frauen des höchsten Ranges, bei dem Kreuzheere sich befanden, und so durch ihre muthige Verachtung der jedes Falles nicht unbedeutenden Beschwerden und Gefahren zwar zum Glanze des Kreuzheeres sehr Vieles beitrugen, aber auch nicht geringe Schuld daran hatten, dass die meisten Fürsten und Kreuzritter, da die Damen zum grössten Theile selbst etwas weltlich dachten und nicht etwa bloss, um ihre Andacht am heiligen Grabe zu verrichten, am Kreuzzuge Antheil genommen hatten, — dass die meisten Krieger, sage ich, nicht nur aus ihrer religiösen Stimmung kamen und dem zufolge, mit Hintansetzung ihres eigentlichen Zweckes, durch die Eroberung des gelobten Landes ihre Sünden zu büssen und den Himmel zu erwerben, weltlicher Eitelkeit mehr huldigten, denn früher zu Hause, sondern auch einzelne Unternehmungen der Kreuzheere theils nicht gut ausgeführt wurden, theils völlig missglückten.

Mehr wirkte ohne Zweifel zum eigentlichen Zwecke der Kreuzzüge jene Gräfin Adelheit von Blois, die zwar selbst beim Kreuzheere sich nicht befand, sondern ihres Gemahles Land während seiner Abwesenheit tapfer vertheidigte, als alle jene Frauen, die an den Kreuzzügen persönlich Theil nahmen. Denn sie verweigerte ihrem Gemahle, da er vor der Eroberung der heiligen Stadt zurückkehrte, die Oeffnung seiner Burg, ihm von der Mauer hinab zurufend: „sie kenne den Grafen von Blois als einen Mann, der seine Ehre, sein Wort und seine Treue höher achte, denn alles Andere; der also auch, da er gelobt habe, Jerusalem die heilige Stadt erobern zu helfen, nicht heimkehren werde, bevor er sein Gelübde erfüllt habe. Noch sei die Stadt, wo der Heiland menschlich gewandelt, in den Händen der Sarazenen; er möge daher nur wieder umkehren, um an der Befreiung derselben den schuldigen Antheil zu nehmen. Kehre er dann als Sieger wieder heim, dann werde sie ihm wie früher eine gehorsame, unterthänige Gattin sein.“ Dem edlen Grafen blieb nichts übrig, als sein Rösslein umzuwenden und sich in Gottes Namen wieder auf den Weg nach dem Lande der Verheissung zu begeben; denn seine Gemahlin blieb unerbittlich, und die Besatzung seiner Burg hatte er selbst vor seiner ersten Abreise schwören lassen, seiner Gemahlin in Allem zu gehorchen und keinem Menschen die Burg zu öffnen, bevor er nicht selbst von der Eroberung der heiligen Stadt siegreich heimkehre.

Auf der anderen Seite aber verdanken wir wie überhaupt den Kreuzzügen so besonders der Anwesenheit edler Frauen bei den Kreuzheeren nicht wenig hinsichtlich des Erblühens der ritterlichen Poesie in Frankreich und zumal in Deutschland. Die Damen Frankreichs, und vor Allen die provenzalischen, hatten nämlich in ihrem Gefolge die ihnen so werthen, ja wohl unentbehrlichen Trouvères und Troubadours, die bekanntlich schon seit längerer Zeit zum Hofstaat der Fürsten und Barone Frankreichs gehörten; und so lernten die deutschen Ritter, die an den Kreuzzügen Theil nahmen, ein neues und sehr wirksames Mittel kennen, die Gunst und Huld der Frauen zu erwerben: den höfischen Frauendienst. Auch waren sie in der That keine ungelehrigen Schüler; denn seit dem Jahre 1190 finden wir plötzlich über das ganze südwestliche Deutschland den höfischen Frauendienst und den Minnegesang verbreitet. Kaiser, Könige, Herzöge, Fürsten, Grafen, Edle wandten sich dieser Huldigung der Frauen zu; die Bürger blieben nicht lange zurück, und auch Geistliche, ja selbst Mönche stimmten rasch mit ein in den allgemeinen Chor. Bald machte es also einen nicht geringen Theil der ritterlichen Bildung aus, dass der junge Ritter „wohl von Minne singen könne".

Zwei Dinge aber waren es besonders, wodurch der Ritter die Gunst seiner Herrin, die nicht immer seine Gemahlin ward, sondern oft sogar schon die Gattin eines Anderen war und zuweilen einem höheren Stande angehörte, zu erwerben suchte: der ritterliche Kampf zu Ehren der Herrin und der höfische Minnegesang. Was den ersten betrifft, so musste der Ritter auf Turnieren siegreich kämpfen, oder auch auf der Herrin Befehl abenteuerliche Ritterzüge, oft in ferne Länder, unternehmen. So erzählt Bandello III, 39, und nach ihm Sansovino X, 2, folgende Geschichte: Don Juan Emanuel, ein Liebling des Königs Ferdinand des Katholischen, liebte ein Fräulein der Königin Isabella, Namens Eleonore. Er zeigt sich ihr ganz dienstbar, turnirt ihr zu Ehren und stellt andere Ritterübungen an. Die Dame will aber seinen Dienst nicht beachten, sei es nun, dass sie einen Anderen liebte, oder dass Don Juan ihr nicht gefiel. Dieser war sehr prachtliebend, tapfer, freigebig, leutselig, aber eben nicht schön. Da er nun sah, dass sein Dienst ihr durchaus nicht angenehm war, so hielt er sich für den unglücklichsten Ritter in ganz Spanien, und drang täglich in die Dame, ihn doch nur auf die Probe zu stellen, damit er ihr zeigen könne, wie sehr er sie liebe. Endlich willigt Eleonore ein und fordert von ihm die Köpfe von fünf Mauren, die er im Zweikampfe tödten solle. Er nimmt Urlaub, geht über die Meerenge von Gibraltar, tödtet sieben Mauren und bringt deren Köpfe. Eleonore, die seiner nur hatte los sein wollen, hasst ihn nun desto mehr, begegnet ihm aber doch zum Schein freundlich. Die Königin tadelt den Ritter; er aber beharret bei seiner Liebe und verlangt, dass Eleonore ihn von Neuem auf die Probe stelle.

Der Hof befand sich gerade in Sevilla, wo der König einige Löwen hielt. Die Königin gieng einst mit allen ihren Damen und vielen Rittern hin zur Zeit der Fütterung. Eben sprach Don Juan mit Eleonoren: da liess sie, aus Versehen oder mit Absicht, einen ihrer duftenden Handschuhe in den Löwenzwinger fallen. Weinend sprach sie: „Gott, wer wird mir meinen Handschuh wieder bringen, der mir so lieb war? Jetzt wird es sich zeigen, wer mich lieb hat!" Sogleich stieg Don Juan hinab, liess sich das Gitter öffnen, nahm den Mantel um den linken Arm, den blossen Degen in die Rechte, schritt kühn in den inneren Hof und hub den Handschuh auf, ohne von den Löwen verletzt zu werden. Dann stieg er hinauf, machte Eleonoren eine Verbeugung, küsste den Handschuh und überreichte ihr den-

selben; hub aber zugleich die Hand auf, gab ihr eine tüchtige Ohrfeige und sprach: Diese, Fräulein, gebe ich euch, damit ihr lernet Ritter meines Gleichen nicht in Gefahr zu setzen, und gieng fort. Die erzürnte Königin verbannte den Ritter auf einige Zeit vom Hofe und tadelte die Thorheit eines Mannes, der sich unter die Löwen gewagt und dann die Frechheit gehabt hätte, ein Fräulein zu schlagen *).

Eine abenteuerliche Ritterfahrt ist auch die, die Ulrich von Liechtenstein im Jahre 1227, als Frau Venus vermummt, von Venedig aus bis nach Böhmen zu Ehren seiner Herrin unternahm. In seinem Gedichte: „der Frauendienst", giebt er uns die genaueste Auskunft über alle von ihm von Tag zu Tag bestandenen Kämpfe und Abenteuer. Also lautet sein Sendschreiben an alle Ritter, das er vor seinem Zuge erliess: „Die werthe Königin Venus, Göttin über die Minne, entbietet allen den Rittern, die in Lamparten, in Friul, in Kärnten, in Steier, in Oesterreich, bis hin nach Böheim gesessen sind, ihre Huld und ihren Gruss, und thut ihnen kund, dass sie ihnen zu lieb zu ihnen kommen und sie lehren will, wodurch sie werther Frauen Minne verdienen und erwerben sollen. Sie thut ihnen kund, dass sie sich des nächsten Tages nach St. Georgen Tag zu Meisters (Mestre) aus dem Meere erhebt und hin nach Böhmen also fahren will: Jedem Ritter, der gegen sie kommt und einen Speer wider sie entzwei sticht, dem gibt sie einen güldenen Fingerreif: den soll er dem Weibe senden, die ihm die liebste ist. Dieser Fingerring hat die Kraft, welcher Frauen immer man ihn sendet, die muss davon desto schöner sein und den von Herzen minnen, der ihn ihr gesandt hat. Sticht Frau Venus einen Ritter nieder, der soll nach den vier Weltgegenden hin sich verneigen, einem Weibe zu Ehren; sticht aber ein Ritter sie nieder, der soll alle die Rosse haben, die sie mit sich führt. Sie fährt des ersten Tages nach Tervîs (Treviso), des anderen Tages an den Plât, des dritten Tages bis Schetschin (Sacile), u. s. w., bis sie am 24sten nach Wien, am 28sten nach Felsperg und am 29sten Tage bis zur Taya in Böheim kommt; da hat ihre Fahrt ein Ende. Sie will auf der Fahrt weder ihr Antlitz noch ihre Hände Jemand sehen lassen, noch auch gegen Jemand ein Wort sprechen. Von dem Tage an, da ihre Fahrt ein Ende nimmt, an dem achten Tage gebietet sie ein Turnier zu Neuenburg (Korneuburg am linken Donauufer). Jeden Ritter, der ihre Fahrt vernimmt und nicht gegen sie kommt, den thut sie in die Acht der Minne und aller guten Frauen."

Vielleicht dürfte es mancher unserer schönen Leserinnen nicht uninteressant sein zu erfahren, wie Herr Ulrich von Liechtenstein als Frau Venus ausgerüstet und gekleidet war. Der Ritter sagt selbst darüber in seinem Buche:

„Wohin auch mein Brief in die Lande kam, da waren überall die Ritter darüber froh; denn in Deutschen Landen stund es damals so, dass Niemand da geehrt war, der nicht ritterlich lebte und durch Frauen hochgemuth war. Die Ritter bereiteten sich. Da hatte auch ich mich bereitet und erhub mich am nächsten Tage nach St. Georgen Tage. Die Leute eilten schaarhaft herbei, und um mich ward ein grosses Gedränge; aber meine Gedanken stunden auf ritterliche Thaten.

Mein Marschal und mein Koch ritten selb fünft voraus, um mir gut ritterlich Gemach zu bereiten. Nach ihnen trug man ein Banner, weiss wie ein Schwan, und bei diesem ritten zwei Männer, deren

*) Wir geben diesen Auszug nach Götzinger. Brantome erzählt dieselbe Geschichte von einem Herrn de Lorges, am Hofe Franz I. von Frankreich. Schiller's Ballade „der Handschuh" ist bekannt; er aber entlehnte die Geschichte St. Foix.

Posaunen laut ertönten. Dann kamen meine drei Saumrosse, von drei Edelknaben geleitet, denen das Laufen wohl anstund. Diesen folgten drei Streitrosse mit langen Decken, jegliches von einem Knappen geführt. Auf jedem lag ein starker, silberweisser Sattel. Nach diesen Rossen führte man meinen weissen Schild und meinen hellglänzenden Helm, der mit einer kostbaren Krone geschmückt war. Nun kam ein Mann, der auf einer Pfeife blies und zugleich einen Sumber (Pauke) meisterhaft schlug, gefolgt von vier wohlgekleideten Knechten, deren jeder in seiner Hand drei grosse, wohl zu einander gebundene Speere führte. An diese schlossen sich zwei schöne Jungfrauen an, ganz in weisse Gewänder gehüllt. Den Beschluss machten zwei Geiger, die ein munteres Reiselied geigten und mich froh machten. Nun kam ich selbst daher geritten, bekleidet mit einem wohlgeschnittenen Mantel von weissem Sammet. Der Hut, den ich trug, war weiss und mit Perlen wohl bestreut. Mein minnegehrendes Herz freute sich, dass ich meiner Herrin mit Ritterschaft dienen sollte. Zwei grosse, lange, braune Zöpfe trug ich, die über den Gürtel hinab hiengen und gleichfalls mit Perlen geschmückt waren. Ich trug ein Röcklein, dass keine Frau jemals ein besseres gewann. Ich hatte ferner ein weisses Hemd an, von gleicher Länge mit dem Rock, daran zwei gute Frauenärmel waren; endlich trug ich auch wohlgewürkte, seidene Handschuh. So hub ich mich da von dem Meere, umringt von einer unzählbaren Menge Volkes."

Auf dieser abenteuerlichen Fahrt zerstach Herr Ulrich von Liechtenstein 307 Speere und vertheilte 271 güldene Fingerringe, je einen für jeden Speer, der auf ihm zerstochen ward. Vier Ritter stach er nieder; er selbst aber ward niemals abgestochen. Unter der Menge von Rittern, die ihm entgegen kamen, war auch einer als eine Edelfrau, ein anderer als ein Mönch maskirt. Dem Letzteren verweigerte Ulrich zweimal den Kampf, weil die Mönche mit der Frau Venus nichts zu schaffen haben sollen; als er aber zum dritten Mal sich ihm entgegenstellte, stach Ulrich ihn so derb vom Rosse hinab, dass er ohne Besinnung vom Platze getragen werden musste.

Aber diese prächtige, kostspielige Ritterfahrt verhalf dem Ritter zur vollen Gunst der Herrin eben so wenig, als dem Don Juan seine sieben Maurenköpfe. Schon früher hatte Ulrich auf den Vorwurf der spröden Dame, dass er ja drei Lippen habe, sie aber nie einen Mann mit drei Lippen lieben könne, sich die Oberlippe zurechtschneiden lassen und das abgeschnittene Stück ihr zugeschickt; und später übersandte er ihr sogar einen Finger seiner Hand, der ihm in einem Kampfe gelähmt worden war, und den er selbst sich abhieb, um der Herrin den überzeugendsten Beweis seiner aufopfernden Liebe zu geben. Aber Alles war umsonst, die Herrin blieb ungerührt.

Dass solche Unternehmungen zur Ehre einer Herrin, wie der erwähnte Zug Ulrichs von Liechtenstein, wenn sie selbst auch niemals genannt werden durfte, vielmehr das ganze Verhältniss der Dame zu ihrem Ritter in das tiefste Geheimniss gehüllt werden musste, nicht nur diese, sondern auch den Ritter selbst damals berühmt machte, leidet keinen Zweifel; aber es muss eben so auch eingeräumt werden, dass die Sittlichkeit beider Geschlechter durch ein solches Verhältniss nicht gewann. Bald nämlich galt es für „unweiblich", dem Ritter irgend etwas zu versagen; und welche Dame hätte wohl „unweiblich" sein wollen, da die „Weiblichkeit" als der höchste Vorzug der Frauen angesehen ward? Gelegenheit aber, solchen Vorwurf und Tadel fern zu halten, gaben heimliche Zusammenkünfte bei stiller Nacht, die

gewiss nicht immer so sich endigten, wie diejenige, die Ulrich endlich nach langem, vergeblichem Bitten für die Nacht des 14. Juni 1227 von seiner Herrin zugestanden erhielt.

Er war auf ihre Burg entboten worden in einer solchen Vermummung, dass Niemand ihn zu erkennen im Stande wäre. Demnach verschaffte er sich eine Wurzel, die, in den Mund genommen, des Menschen ganzes Aussehen veränderte, legte Bettlergewand über seine ritterliche Kleidung und begab sich, von einem Freunde begleitet, zur sorgsam bewachten Burg der Dame. Hier angekommen, mischte er sich unter Aussätzige und andere Kranke und Bettler, die vor dem Thore lagen, die gewohnten Gaben erharrend. Das Thor der Burg öffnet sich, eine Zofe tritt heraus und vertheilt Speise an die Bittenden. Auch der Ritter erhält seinen Theil und, von der Zofe erkannt, im Namen der Herrin den Befehl, am nächsten Tage, wenn Tag und Nacht sich scheiden, sich vor der Burg wieder einzufinden, aber sich sorgfältig, wenn ihm sein Leben lieb, vor den Burgwächtern zu hüten. Sie zeigt ihm ein Fenster, an dem ein Licht brennen werde; dort solle er sich verbergen, und, wenn Alles rings umher sicher, an einem zusammengebundenen, hinabgelassenen Leilachen zum Gemache der Herrin emporgezogen und durch das Fenster eingelassen werden. Mit diesem Bescheid entfernt sich der Ritter, liegt die Nacht in einem Kornfelde, wird vom Regen durchnässt, dass er sich kaum vor Frost regen kann, trocknet sich darauf an der Sonne und wählt für den kommenden Tag einen nahen Wald zum Aufenthaltsorte. Mit dem Abend findet er sich vor der Burg ein, steigt, um sich zu verbergen, in den Burggraben hinab und „vermauert“ sich mit umherliegenden Steinen. Das Gleiche thut sein Gefährte. Sie bleiben unentdeckt, sogar als der Schaffner selb siebent am späten Abend die Runde macht. Aber einen anderen Unfall hatte der Ritter zu beklagen. Denn als der Schaffner ein Bedürfniss fühlte, nahm er seinen Stand unglücklicher Weise gerade über dem Ritter. Zum Glück trug Ulrich auch jetzt sein Bettlergewand über seinem ritterlichen Kleide, und so konnte durch Abwerfen des durchnässten Gewandes der Schade entfernt werden. Endlich kommt das Leilachen herab, und der Ritter tritt, hocherfreut, nach so vielen Mühsalen seine Herrin doch nun endlich zu sehen, in die Schlinge. Dreimal jedoch lässt man den dreimal emporgezogenen Ritter an der Mauer wieder hinabgleiten: die Hände der Frauen waren zu schwach, den grossen und starken Mann empor zu ziehen. Da liess Ulrich seinen Freund in das Leilachen treten, und durch Nachschürgen von seiner Seite gelang es, diesen, der leichter war, hinaufzubringen. Oben angelangt, wird er von Ulrichs Nichte für den Vetter gehalten und mit einem Kusse empfangen, dessen die Jungfrau, die fortwährend thätige Vermittlerin zwischen dem Ritter und der Dame, sich später oft noch schämte. Nun erst ward Ulrich hinaufgezogen, gleichfalls von seiner Nichte geküsst, mit einer Suckenie (Souquenille, Mantel) bekleidet und zur Herrin hingeführt. Ulrich erzählt nun:

„Damit so gieng ich flugs zur Wand
hin, da ich meine Herrin fand:
Die sass auf einem Bette gut.
Die Reine, Süsse in hohem Muth
mich viel züchtiglich empfieng,
da ich behende vor sie gieng;
sie hiess mich da willkommen sein.
Ich sprach: „ich dank euch, Herrin mein!“
Ich sag euch, welch ein Kleid sie trug:
Ein Hemde weiss und fein genug
hatt' angelegt die Herrin gut.
Die Schöne, Reine in hohem Muth
ein' Suckenie trug darob
von Scharlach, die zu hohen Lob
gefüttert war mit Hermelein:
nie Pelzwerk konnte besser sein.

Ihr Mantel grün wie Gras da war,
die Kürsen (Brustkleid) drunter buntfarb gar.
Die Kürsen hatt' 'nen Überwall
zu Massen breit, zu Massen schmal.
Ums Haupt die Reine wohlgemuth
trug einen Schleier fein und gut.
So sass sie vor mir Makels frei;
ihr stunden da acht Frauen bei.

Die waren auch gekleidet reich.
Über'm Bette schön und weich,
darauf die Reine, Süsse sass,
von Samt ein' Matraz, wisset das,
lag, darauf zwei Leilach, seiden, fein,
die konnten gar nicht besser sein.
Drauf lag ein Deckelachen da,
dass Ritter nimmer bessers sah.

Da lag ein Polster köstelich
und auch zwei Küssen wonniglich.
Die Dielen Niemand blicken sah:
von manchem Teppich das geschah.
Zu Füssen an dem Bette fand
zwei grosse Kerzen man entbrannt,
und an den Wänden ringsumher
wohl hundert Lichter oder mehr.«

In solcher Umgebung empfieng die Herrin den Ritter. Aber wie dringend er auch um ihre volle Gunst warb, eben so fest versagte sie ihm dieselbe. Als er in Güte nicht wieder zu entfernen war, da bediente sie sich einer List: sie hiess ihn wieder zum Fenster hinaus in das Leilachen treten; sie wolle ihn wieder aufziehen lassen, ihn „minniglich grüssen", und dann solle sein Wille geschehen. Der Ritter folgte nur, da sie ihm versprach, ihm ihre Hand zum Pfande zu lassen, während er an der Mauer schwebte. Da trat Ulrich aus dem Fenster und ward ein Stück hinabgelassen; als er aber wieder hinaufgezogen sein wollte, da, erzählt er weiter:

„Da sprach sie: „Nun sei mir willkommen!
Von mir dir Trauern wird benommen.
Du sollst Gott willkommen sein.«
Sie fieng mich bei dem Kinne mein
und sprach: »nun, Freund, nun küsse mich!«
Von dem Wort so froh ward ich,
dass los ich liess sogleich die Hand;
davon ward Kummer mir bekannt.
Flugs, als der Gruss ergangen hie,
ich an der Hand nicht mehr hielt sie:
da ward so schnell die Niederfahrt,
und hätte mich nicht Gott bewahrt,
ich hätte wohl auf dem Gestein
zerschellt mir alles mein Gebein.
Und da ich kam zur Erde nieder,
Das Leilach zückten auf sie wieder.

Und so sass der Ritter, zwar nicht „eine Leiche", aber doch tiefbetrübt unter dem Fenster der Dame. Bald aber sprang er auf und mit dem lauten Schrei: „O weh mir, weh! immer weh! o weh, dass ich geboren ward!" sprang er so rasend den Bergabhang hinab und nach einem tiefen Wasser hin, um sich zu ertränken, dass der Thurmwächter ihn für den Teufel hielt, sich bekreuzte und segnete, aber gar nicht begreifen konnte, was denn Se. höllische Majestät so aus der gewohnten Fassung und Ruhe habe bringen können. Der schnell dem Ritter nachgelassene Freund bringt diesen zur rechten Zeit noch auf andere Gedanken, tröstet ihn durch allerhand Verheissungen von der Dame und übergiebt ihm ein Wangenküssen, „worauf ihr Haupt manche Nacht geruhet habe", zum Beweise ihrer freundlichen Gesinnungen gegen ihn. Später verlangt die Herrin, Ulrich solle, um ihre volle Gunst zu erwerben, eine Fahrt über Meer, d. h. einen Zug gegen die Ungläubigen in Palestina thun. Der Ritter ist sofort bereit, wird aber noch vor der Abreise seines Versprechens von der Dame selbst entbunden.

So traurig zwar, wie diesmal dem Ritter, ergieng es nicht allen „höfischen Minnern". Allein wenn sie auch ihre Damen zuweilen freundlicher finden mochten, als Ulrich die seine fand; so hatten sie

doch, da alle Frauen der vornehmen Stände mit einer „Hut", d. i. mit einem Gefolge weiblicher Dienerschaft umgeben waren, vor diesem und vor andern „Merkern" sich sorgfältigst zu hüten. Nicht nur ihre eigene Sicherheit, sondern auch der Ruf ihrer Herrinnen ward sehr leicht in Frage gestellt; denn die Gemahle, obgleich sie auch ihre Herrinnen hatten, verstanden doch selten Scherz in diesem Punkte, wie die bekannte Begebenheit mit der Dame von Fayet beweist, welcher ihr Gemahl das Herz ihres Verehrers, des Castellans von Coucy, als Hirschherz zubereitet, zu geniessen gab.

Bequemer und minder gefahrvoll hatten es freilich diejenigen Ritter, die ihre Neigung nicht nach oben, sondern nach unten wandten, die also eine Jungfrau niederen Standes — Frauen scheinen da nicht gewählt worden zu sein — zum Gegenstande ihrer Huldigungen erwählten. Aber diess galt für unritterlich, unhöfisch, hiess „niedere Minne" und ward nur dann verziehen, wenn der Ritter seine Liebe zugleich und vorwiegend einer Frau höheren Standes zuwandte. Nicht selten zwar scheinen die Ritter im Umgange mit dem Gegenstande ihrer niederen Minne sich glücklicher gefühlt zu haben, als im Verkehr mit den Frauen, denen sie ihre hohe Minne zuwandten; aber dennoch war und blieb ein solches Verhältniss regelwidrig und gelangte auch nur selten zur öffentlichen Kunde, was dagegen bei der hohen Minne stets der Fall war. Um nur ein Beispiel anzuführen, so gesteht zwar Walther von der Vogelweide offen, dass ihm der gläserne Fingerring seines Mädchens lieber sei, als das Gold einer Königin; allein er thut sich zu gleicher Zeit nicht wenig zu Gute, dass er seiner Herrin von Jugend auf gedient habe, und diesen Dienst auch niemals aufzugeben gedenke.

Aber nicht nur durch Waffenthaten diente der Ritter seiner Herrin, sondern auch durch Verherrlichung in Gedichten aller Art. Es wurden Lieder, Leiche, Sprüche, Briefe und Büchlein gedichtet zum Preise der Herrin, oder zur Klage über ihre Härte; zur Aufforderung, sich des schönen Sommers zu freuen, oder zum Troste im düstern Winter. Manche Ritter jedoch legten keinen besondern Werth auf diese Art des höfischen Frauendienstes, und Wolfram von Eschenbach, der grösste und tiefsinnigste aller deutschen Epiker, spricht es geradezu aus, dass er es seiner Herrin keinen Dank wisse, wenn sie ihm seiner Lieder wegen Gunst erweise; die rechte Frau lasse ihre Gunst nur durch ritterlichen Waffendienst erwerben. Andere dagegen dachten anders, und Walther von der Vogelweide, der ausgezeichnetste unter den deutschen Lyrikern, sagt: „er lasse seiner Herrin, das möge sie wohl bedenken, für ihre Gunst Rosen und Lilien aus den Wangen blühen".

Wir haben eben die Gattungen der Gedichte, deren die Ritter in diesem Theile ihres höfischen Frauendienstes sich bedienten, genannt; jetzt haben wir dieselben im Allgemeinen etwas näher zu schildern, bevor wir zu dem neulich in Zürich gemachten Fund übergehen, der uns eigentlich die Veranlassung bot, das bisher Gesagte als Einleitung mitzutheilen. Was nun der Unterschied zwischen Lied und Leich betrifft, so beruht dieser nicht sowohl auf dem Inhalte, als vielmehr auf der Form. Es gibt Liebeslieder und Liebesleiche, Tanzlieder und Tanzleiche. Aber wenn das Lied aus 3, 5, 7, selten aus mehr völlig gleichgebauten, dreitheiligen Strophen besteht; so ist der Leich aus einer unbestimmten Anzahl ungleichartig gebauter, zweitheiliger Strophen zusammengesetzt. Der Leich ist ursprünglich Nachahmung der in der katholischen Kirche gebräuchlichen Sequenz. Diesen beiden Arten der lyrischen Gedichte ist nun der Spruch in sofern entgegengesetzt, als er zum Singen nicht bestimmt ist, und auch gewöhnlich nur aus einer Strophe besteht. Der Spruch kann übrigens gleich dem Liede loben oder

tadeln, Freude oder Trauer ausdrücken. Die Briefe endlich und die Büchlein unterscheiden sich von einander nur dadurch, dass die letzteren umfangreicher sind und meist in das didaktische Gebiet übergreifen; von den Liedern, Leichen und Sprüchen unterscheiden sie sich dagegen auch durch die Form, indem sie nicht aus Strophen bestehen, sondern in den bekannten Reimpaaren, der Form des höfischen Epos, gedichtet sind. Ueber den Charakter einzelner Gedichte dieser Gattungen kann natürlich hier nicht eingetreten werden; den Gesammtcharakter der ganzen Minnedichtung oder des „Frauendienstes" schildert jedoch einer der ersten Kenner treu und genau mit folgenden Worten: „Als Hauptgegenstand des höfischen Minnegesanges erscheint der Liebe Lust und Leid, der Herrin Gunst oder Ungunst; die Sehnsucht nach der Geliebten, der Schmerz der Trennung. Er preist die Freuden des Sommers und den Wald mit seiner Lust; das Maiblümchen, das mit seinem zarten Glöcklein den Frühling einläutet und den perlenden Wein des Herbstes; den Tanz um die grüne Linde, und den Winter, der zwar manchem Herzen wehe thut, doch auch dafür zu entschädigen weiss. Diese Lieder sind Blumen: ihre Wurzel ist das Herz, ihre Sonne die Liebe, ihr Wetter das Schicksal, ihr Boden die Natur. Sie sind unter sich nur wie Blumen verschieden, in helleren und dunkleren Farben, zarterem Dufte und im Knospen, Blühen, Welken. Auch ihre Menge und die Masse des Gleichartigen entspricht einem bunten, unermesslichen Blumenfelde."

Hinsichtlich der äusseren Gestalt der geschriebenen Lieder, Leiche und Briefe ist zu merken, dass sie, wenn sie einzelne waren, meist auf lange Pergamentstreifen geschrieben wurden, welche, an beiden Enden mit runden Stäben versehen, zusammengerollt werden konnten. Waren jedoch mehrere Lieder, Leiche, Briefe in eine Sammlung vereinigt worden, so erhielt diese die Form eines Buches in beliebigem Format. Dass diejenigen Sammlungen von Liedern, Briefen und Leichen, welche den Herrinnen heimlich zugestellt wurden, meist ein sehr kleines Format hatten, begreift sich, da sie die Möglichkeit, unbefugten Augen leicht verborgen werden zu können, darbieten mussten. Und so hat auch die Briefsammlung, die kürzlich in einem Hause des Rennweges in Zürich bei Gelegenheit eines Baues, zwischen zwei Balken versteckt, entdeckt wurde,*) nicht mehr als 2½ Zoll an Höhe und 2 Zoll an Breite. Sie besteht aus nur acht in Leder gebundenen Pergamentblättchen, deren jedes, wenn es vollgeschrieben ist, 20—21 Zeilen in einer zierlichen, aber sehr verblichenen Minuskel mit bald mehreren, bald wenigeren Abkürzungen enthält. Nur bei zwei Briefen findet eine Absetzung der Verse in einzelne Zeilen Statt; die anderen, wie das den Schluss machende lyrische Gedicht, sind wie Prosa ohne Versabsetzung geschrieben. Welche Briefe in Verszeilen abgesetzt sind und welche nicht, ist bei dem sorgfältigen, das Mundartliche bewahrenden, Abdrucke der Briefe bemerkt. Es lassen sich in der Handschrift deutlich zwei Hände unterscheiden, die beide wohl noch dem 13ten Jahrhundert angehören. Wo die Handschrift geschrieben ward, kann nicht angegeben werden; ein Züricher jedoch dürfte der Schreiber, von Geburt wenigstens, nicht gewesen sein, da die Mundart der Briefe und die Züricher Mundart im 13ten Jahrhundert, wie aus Hadloubs Gedichten hervorgeht, sehr von einander verschieden sind. Manche Wort-

*) Die antiquarische Gesellschaft hat den Besitz dieses äusserst merkwürdigen Fundes der freundlichen Gewogenheit des Herrn Majors G. H. Fäsi in Zürich zu verdanken, der, für die vollständige Rettung der wunderbar erhaltenen Handschrift besorgt, dieselbe dem Präsidenten der Gesellschaft mit der lebhaftesten Freude überreichte und so die Veröffentlichung derselben möglich machte. Die Gesellschaft stattet daher nicht nur in ihrem eignen, sondern auch im Namen aller Freunde des Alterthums dem Herrn Major Fäsi öffentlich den aufrichtigsten Dank ab.

formen der Briefe weisen fast nach den Niederrhein hin. Ob der Dichter der Briefe auch der Schreiber der Handschrift sei, diese Frage ist schwer zu beantworten. Im Mittelalter konnten bekanntlich, die Geistlichen ausgenommen, nur wenige Männer schreiben; dagegen gab es, wie noch heut in italienischen Städten, Schreiber, die ihre Kunst auf öffentlichen Plätzen ausübten, und auch wohl Briefmuster zur Auswahl für die Bedürftigen vorräthig hatten. Der vierte Brief hat im letzten Verse keinen Reim, sondern statt des Reimwortes ein Zeichen; aber der Sinn ergiebt, dass der Name des Liebenden den Reim gebildet haben müsse: ein „Verstecken spielen", das auch in anderen Liebesbriefen des Mittelalters erscheint, und keineswegs ohne weiteres den Schluss rechtfertigt, dass der Liebende die Briefe selbst gedichtet habe. Auch die Schreiber verstanden sich auf solche Künste. War nun dieser auch, wie die Mundart der Briefe zeigt, kein Züricher: so kann doch der, in dessen Namen die Briefe geschrieben wurden, ein Züricher gewesen sein. Mit grösserer Sicherheit jedoch lässt sich annehmen, dass die Jungfrau, für welche die Briefe bestimmt waren, eine Zürcherin war. Ueber den dichterischen Werth der Briefe etwas zu sagen, halten wir für überflüssig; jeder Leser wird, da eine treue Uebersetzung mitgegeben ist, sich darüber leicht sein Urtheil selbst bilden. So aber lauten die Briefe:

I. (Verse unabgesetzt. Erste schöne Hand.)		I.
I a. Ich bin ein brief unde ein bode.		Ich bin ein Brief und ein Bote
in mins juncherren gebode		In meines Jungherren Gebote
sol ich willicliche wesen.		soll ich willig sein.
du solt mich, vrowe, gerne lesen.		Du sollst mich, Frau, gerne lesen.
sin lip dir daz enbiudet,	5	Er dir das entbietet,
daz dich sin herce driudet		dass dich sein Herz liebet
vor allen schœnen wîben.		vor allen schönen Weibern.
clagen unde scriben		Klagen und schreiben
haizet er mich sin lait.		heisset er mich sein Leid.
ezen wart ninder mait	10	Es ward nirgends Maid
noch kain vrouwe geborn.		noch keine Frau geboren,
è wold er liden ir zorn		eh' wollt' er leiden ihren Zorn,
danne daz er hæde		als dass er hätte
dinn durch sine unstæde.		deinen wegen seiner Unstäte.
Ze lobe joch ze brise	15	Zu Lobe und zu Preise
joch bin ich nie sô wise,		bin ich nicht so weise,
daz ich dir sagen künne.		dass ich dir sagen könne,
wes dir sin herce günne.		was dir sein Herze gönne.
swer bœsen boden sendet,		Wer bösen Boten sendet,
sin dinc er gar erwendet:	20	sein Ding er gar verdirbt:
daz ist ein jæmerlicher mort.		das ist ein jämmerlicher Mord
nu wil ich [selbe] sprechen min wort:		Nun will ich sprechen mein Wort:
Frowe ich bin dir underdân		Frau ich bin dir untertan
gewesen alsô verren,		gewesen also weit,
daz man an manchem herren	25	dass man an manchem Herren
enhære mine swære.		entbehrte meine Beschwerde.
frowe è ich verbære		Frau, eh' ich unterliesse
ich wolt in holt sin:		euch hold zu sein,

1, 2 willic, *Hs.* — 9 haizent, *Hs.* — 14 dinn, din. — 25 an miner frowen, *aber* miner frowen *ist punktirt und darüber geschrieben* manchē herren. — 28 iuch. —

und wæren elliu lant mîn,
diu wold ich ê lâzen.
I b. ich mac mîs niht gemâzen,
ich verswîges mê danne ich süt,
daz ain stille stênde mül
lüzel gewinnet:
sam duot der dâ minnet,
ern sage oder ern sende,
so enwirt es niemer ende.
vrowe in dînen henden stêt mîn hail,
wilt dû, sô bin ich gail,
wilt dû, sô bin ich vrô.
vrowe, ich brinne alsam ein strô.
du maht mich haizen bîden,
du maht mich haizen rîden,
du maht mich haizen slâfen.
ich möhte schrîen wâfen
über die grôze unbilde,
daz mînes herzen wille
sô lange stêt gebunden.
ich hân von dir befunden
baide lieb unde lait.
unde wilt du, vrowe gemait,
mînen kummer eiden,
von mînme lîbe scheiden,
sô hân ich gedienet wol.
wie kündic er wesen sol,
der mich dar an bedringet!
ich weiz wol daz er linget,
II a. ob er mir imèr gesaget,
daz ain vrowe oder ain maget
ie guot ze werbenne sî.
biz her sô was ich frî,
nu bin ich worden dîn aigen.
möht ich dir erzaigen
als rehte wê als mir ist,
so gebude dir wol vil lihte Crist,
daz ich dich müese erbarmen.
ouwê mir vil armen!
nu sage mir, liebe vrowe mîn,
sol ich dîn aigen diener sîn?
alter dugende ain crône,
enpfâh mich, frowe, schône
und sich niht an mîn dumbhait,
wan ich dur dich sendiu lait
verdrage an mînme lîbe.
ez wart nie man wîbe
holder, danne ich dir bin.

und wären alle Lande mein,
die wollt' ich eher lassen.
Ich mag es nicht unterlassen,
ich verschweige davon mehr, als ich soll,
dass eine still stehende Mühle
wenig gewinnet:
so thut der da minnet,
wenn er nicht spricht oder (Boten) sendet,
so kommt er zu keinem Ende.
Frau, in deinen Händen steht mein Heil,
willst du, so bin ich munter,
willst du, so bin ich froh.
Frau, ich brenne wie ein Stroh.
Du magst mich heissen warten,
du magst mich heissen reiten,
du magst mich heissen schlafen.
Ich möchte schreien Waffen (Wehe)
über die grosse Unbilde,
dass meines Herzens Wille
so lange steht gebunden.
Ich habe von dir empfunden
beides, Lust und Leid.
Und willst du, liebenswerthe Frau,
meinen Kummer büssen,
von meinem Leibe scheiden,
so hab' ich gedienet wohl.
Wie listig muss der sein,
der mich daran betrügt!
ich weiss wohl, dass er lügt,
wenn er mir jemals sagt,
dass eine Frau oder Jungfrau
leicht zu erwerben sei.
Bis her so war ich frei,
nun bin ich worden dein Eigenthum
möcht' ich dir zeigen,
wie recht weh mir ist,
so gehöte dir vielleicht Christ,
dass ich dich müsste erbarmen.
O weh mir gar armen!
Nun sage mir, liebe Frau mein,
soll ich dein eigener Diener sein?
Aller Tugenden eine Krone
empfahe mich, Frau, schön
und sich nicht an meine Dummheit,
da ich um deinetwillen Liebesleid
ertrage an meinem Leibe.
Es ward nie Mann Weibe
holder, als ich dir bin.

31 mis = mich es. — 32 sül] solde, *aber* de *punktirt und* le *darüber geschrieben* — 52 eiden] eigin. — 58 ob er] oder. — 64 rehde. — 65 lihde. — 72 sihe.

	min herce und aller min sin		Mein Herz und all mein Sinn
	lidet von dir senden pin:		leidet von dir Liebespein:
	daz wende, schœne vrouwe min.		das wende, schöne Frau mein,
	und lâ mich gar dîn diener sîn.	80	und lass mich ganz deinen Diener sein.
	II.		**II.**
	(Verse unabgesetzt. Die gleiche Hand.)		
	Gnâde minneclicher lîp,		Gnade, minniglicher Leib,
	gnâde sældenrîchez wîp,		Gnade, wonnereiches Weib,
	gnâd unde drôst, mîn ainez.		Gnade und Trost, mein Eines.
II b.	in gesach nie wip sô rainez,		Ich sah nie Weib so reines,
	alsô dich got geschaffen hât.	5	als dich erschuf die Gottesband.
	gnâde, an der mîn sêle stât		Gnade! Dir folgt unverwandt
	und der nu wont min herce bî.		mein Geist, dir wohnt mein Herze bei.
	gnâde, vrowe valsches vrî.		Gnade, Herrin, Falsches frei!
	mîn drôst mîn hail gar an dir lit.		Mein Trost, mein Heil liegt ganz an dir.
	gnâd vrowe, ez ist an der zît.	10	Gnade, Frau, Gnade mir!
	daz ich von banden werde erlôst		Von Banden löse mich dein Trost.
	ich sitze ûf ainem haizen rôst,		Ich sitz' auf einem heissen Rost,
	der brennet mich dur daz herce min,		der brennet mich durchs Herze mein,
	daz mir bezzer möhte sîn,		dass mir besser würde sein,
	daz mich der dôt entbunde	15	dass mich der Tod zur Stunde
	und ich ûz minme munde		entbänd', aus meinem Munde
	nie mêre wort gespræche,		kein Wort ich weiter spräche,
	und mich der dôt [gar] zerbræche:		und mich der Tod zerbräche:
	daz wær ain jæmerlîche clage.		das wär ein Jammer, recht zum klagen.
	nu nim mich, vrowe, hin ze grabe	20	Du sollst mich, Frau, zu Grabe tragen
	und in daz raine herce dîn,		hin in dein liebes, reines Herz,
	und duo mir liebe und gnâde schîn.		und damit ende meinen Schmerz.
	Gnâde, vrowe raine, sân,		Genade, Herrin, denke dran,
	ich bin dir immer underdân		ich bin dir immer unterthan
	mit dienste sô ich beste mac,	25	mit Dienst, so gut ich es vermag,
	daz du mir gezaigest ainen dac,		dass du mir setzest einen Tag,
	daz ich dir haimlîche geclage		dass ich dir sie heimlich klage,
	die nôt, die ich von dîn schulden drage.		die Noth, die ich von dir trage.
III a.	Swer âne sinne minnet,		Wer ohne Sinne minnet,
	wie selden der gewinnet	30	wie selten der gewinnet
	kaine wunneclîche zît!		eine wonnereiche Zeit!
	wan her Vrîdanc der cvît:		Herr Freidank giebt uns den Bescheid:
	„ain man, der rehte minne hât,		Ein Mann, der recht in Minne steht,
	wie digge er von den liuden gât.		wie oft der von den Leuten geht;
	er drûret ze allen stunden	35	er trauert zu allen Stunden
	und claget sîne wunden,		und klaget seine Wunden,
	die noch unverbunden stânt,		die noch unverbunden sind,
	wā sime mānē hânt (?),		denn Männern fehlt das Band so lind,
	der si künne gebinden,		dass er sie könne binden,
	sô si bluoden beginnen.“	40	wenn sie bluten beginnen.
	diz main ich, i. mich, wan ich		Dies deut' ich wohl auf mich, denn ich
	lide degelich dur dich,		leide tägelich durch dich,

79 wendent. — II, 2 seldenrichez. — 14 mochde. — 15 dod. — 17, 18 nims wort gespreche: zerbreche. — 19 jemerl. — 28 dinen — 32 cwid. — 33 rechder. — 38 *ich vermuthe:* wan sime man enhânt, dêr si, *denn die Männer haben kein Band, dass er sie ff.* — 41 ich ûf mich? *oder* diz meinet mich? —

frowe, und bin ungesunt,
dar zuo drûric ze aller stunt;
daz mainet, daz ich denke
nâch dîr minne, swar ich wenke.
Mîne sinne
sinnent minne;
ich bin ain man,
der allez an
die frowen lobet.
mîn herze tobet
nâch einem wîbe:
mînme lîbe
duot si wê.
ô wê unde ô wê!
daz bist du, frouwe:
die nôt die schouwe!
dû bistz aine
III b. die ich maine,
dû bistz aine diu mich sêre
twinget, swar ich kêre.
swar ich var, dâ vers du mite:
daz ist dîn site,
daz dû in mînme hercen list.
ouwê waz dû mir jâmers gist!
nu merke, frowe, waz ich dir sage:
in mînme hercen ich dich drage:
sô ist mîn jâmer manecvalt.
du hâs gewunnen mîn gewalt.
frô solde ich beliben,
mîn lait soldes dû vertrîben.
ob mir diu sælde wolde geschehen,
von wâren schulden woldich [des] jehen,
daz ich sælic wære.
wie ungerne ich verbære.
ich lobede dich.
jô hâs du mich
betwungen, frouwe minneclich.
dû bistz aine,
die ich maine,
diu mir wirret;
dû bistz aine, diu mich irret
aller mîner sinne;
gnâde, küniginne.
ob dir nu wære alsô mir ist,
IV a. sô gelaide ich vil wol ûf den list,
daz ich dir hulfe, wizze Crist.
dar an gedenke, rainez wîp.
und drœste mînen senden lîp,

Herrin, und bin ungesund,
dazu traurig zu jeder Stund;
das meint, das ich an Liebe denke,
wohin auch meinen Fuss ich lenke.
Meine Sinne
sinnen Minne;
ich bin ein Mann,
der, wie er kann,
die Frauen loht.
Mein Herze tobt
nach einem Weibe;
meinem Leibe
thut sie weh.
O weh und o weh!
Das bist du, Frauc,
die Noth die schaue!
Dich alleine,
dich ich meine,
Du nur bist es, die mich sehre
zwingt, wohin ich kehre.
Wohin ich fahr', da theilst die Fahrt:
's ist deine Art,
dass du mir liegst im Herzen;
o weh, wie kannst du schmerzen!
Nun merke, Herrin, was ich sage:
in meinem Herzen ich dich trage:
so ist meine Trauer manigfalt.
Du hast über mich Gewalt.
Fröblich sollt' ich bleiben,
mein Leid solltest du vertreiben.
Würde mir diess Heil geschehn,
gern dann wollt' ich eingestehn:
selig wär' ich immer.
Ich unterliess' es nimmer,
ich lobte dich.
Ja! du hast mich
bezwungen, Herrin minniglich.
Dich alleine,
dich ich meine;
du mich wirrest,
du allein nur, du mich irrest
aller meiner Sinne.
Gnade, Königinne.
Wenn dir nun wär', wie mir es ist,
ich zeigte meine Kunst zur Frist.
dass ich dir hülfe, wiss' es Christ.
Daran gedenke, reines Weib,
und tröste meinen sehnenden Leib,

46 dir = diner. — 48 sinnent] di sint. — 58 di–di. — 59, 61, 89, 83 bistz] bist. — 61 di. — 73 di. — 75, 76 were: verbere. — 82 di.

und læse mich ûz sender nôt:
des gedenke ich biz an minen dôt.

und löse mich aus Liebesnoth:
des denk' ich bis an meinen Tod.

III.

(Verse unabgesetzt. Die gleiche Hand.)

Gnâde, frowe, ûf gnâde lône,
dn bist mines hercen crône,
du bist mins gelügges hail.
und gewinne ich immer an dir dail,
sô wizzes, liebe frowe, daz,
daz nie wîp noch junefrouwe baz
gegrüezet wart von einem man;
idoch solt dû den willen hân.
swar ich nie kam, dar bist du komen.
du hâst dir aine gar benomen
min herce ze aime hûse;
da enkan dreuwe noch grûse
nimmer ûz vertrîben dich.
sus hât ûz allen wîben, sich,
diu Minne dich drîn gedrücket:
daz sloz ist für gerücket,
IV b. herceliebe frouwe min.
wan solde ich immer bi dir sîn!
daz ich dich niht gesehen mac,
daist minre freuden gar ain slac.
dîn herce ganze dugende hât.
dîn fuoge mich des niht erlât,
min herce müeze sîn dir bî.
swie verre mîn wesen von dir si,
sô minne ich doch dich ze aller cît:
min herce in dîme libe lit.
herceliep, gedenke mîn,
wan ich vergizze nimmer dîn.

III.

Gnade, Frau, auf Gnade lohne,
du bist meines Herzens Krone,
du bist meines Glückes Heil.
Und gewinn' ich jemals an dir Theil,
so wisse, liebe Herrin, das,
dass nie Weib noch Jungfrau bass
gegrüsset ward von einem Mann:
so steht der Wille dir wohl an.
Wohin ich nie kam, bist du kommen.
Du hast dir einzig gar genommen
mein Herz zu einem Hause;
da kann Drohung noch Grause (Schrecken)
nimmer aus vertreiben dich.
So hat aus allen Weibern, sich,
die Minne dich drein gedrücket:
das Schloss ist vor gerücket,
herzeliebe Fraue mein.
O möcht' ich immer bei dir sein!
Dass ich dich nicht erblicken mag,
das ist meiner Freuden gar ein Schlag.
Dein Herz vollkommne Tugend hat.
Dein Reiz mich dessen nicht erlässt,
mein Herze müsse sein dir bei
wie ferne mein Wesen von dir sei,
so lieb' ich doch dich zu aller Frist:
mein Herz in deinem Leibe ist.
Herzenslich, gedenke mein,
denn ich vergesse nimmer dein.

IV.

(Minder schöne Hand. Mehr Abkürzungen. Verse unabgesetzt.)

V a. Gnâden ger ich, reinez wîp,
ûf gnâde dienet dir min lîp;
dîner gnâden bedarf ich wol,
ûf gnâde ich [dir] immer dienen sol.
ob dû gnâde an mir begâs,
und mich gnâde erwerben lâs,
sô hân ich gnâdelôser man
nâch dînen gnâden rîchen wân.
gnâde, frouwe hêre,
mir durch wîbes êre!

IV.

Gnade begehr ich, reines Weib,
auf Gnade dienet dir mein Leib;
deiner Gnade bedarf ich wohl,
auf Gnade ich immer dienen soll.
Ob du Genade erzeigest mir,
und ich Genade erwerbe an dir,
so hab' ich gnadeloser Mann
auf deine Gnade Hoffnung dann.
Gnade, Frau du hehre,
mir um Weibes Ehre!

III, 1 uffe. – 9 kumen. — 10 genumen. – 14 sus] *fehlt.* – uzzer. – sich] *es stund erst* dich, *welches punktirt ist. Drüber steht* sich *oder* rich, *der erste Buchstabe ist undeutlich.* – 15, 16 gedrugget: gerugget. – 22 fuoge] *undeutlich; man kann auch* site *lesen.* — 23 min *ist punktirt und* sin *drüber geschrieben.* – bi dir sin. – 25 dich] *fehlt.*

IV, 10 begnad mich durch. – 14 driuwen.

gnâde, vrowe minneclîch,
du bist an dugenden freuden rîch.
gnâde minneclîchez wîp,
mit triuwen dient ie dir min lîp,
und dæde [nach] gerne michels baz,
wist ich, frowe, ob du daz
von mir ver guot woldes hân.
ie doch mag ich niht gelân,
ich müeze dir holdez herce dragen.
jâ rîcher got, wem sol ich clagen
mîn hercelait und mîne nôt?
wan ich bin wol halber tôt.
swenne ich dich niht gesehen mac,
verfluochet sî der selbe dac,
V b. und müeze gode geclaget sîn.
got grüez dich, liebe frouwe mîn,
du waist ouch vil wol, daz ich bin
dîn aigin diener 23

Gnade, Holde, mir zur Frist,
an Tugenden freudenreich du bist.
Genade, minnigliches Weib,
mit Treuen dient dir stets mein Leib,
und diente gerne noch viel bass,
wüsst ich, Herrin, nur, ob das
von mir für gut du nähmest an.
Doch nimmer ich es lassen kann,
ich muss dir holdes Herze tragen.
Ja, reicher Gott, wem soll ich klagen,
mein Herzeleid und meine Noth?
denn ich bin wohl halb schon todt.
Wenn ich dich nicht sehen mag,
verfluchet sei derselbe Tag,
und müsse Gott geklaget sein.
Gott grüss dich, liebe Herrin mein.
Du weisst auch gar wohl, dass ich bin
dein eigner Diener N. N.

V.

(Schrift wie bei IV. Verse abgesetzt.)

Ich clage unde mac wol clagen,
daz ich nû in manegen dagen
niht gnâden kan erwerben.
ich clage, daz ich sterben
niht mac von herceleide.
ich clage, daz uns beide
niht ein gelîchez twinget,
mich unde sî: mir bringet
ez leit, und sî doch freude hât.
ich clage, swes ich si ie gebat
und mit triuwen an si gerde,
daz sî mich nie gewerde
des under eime hâre.
ich mac wol clagen zwâre
von ir manic ungemach:
ouwê daz ich si ie gesach!
VI a. sô wê der argen stunde,
und dô von êrst begunde
mir lieben ire minne:
si swachent mîne sinne
von dage ze dage ie mêre.
kan ieman geben lêre,
kan ieman geben guoden rât
ze minne dougen, als ez mir stât,
der râte unde lêre
wie ich von hercesêre

V.

Ich klage, und ich mag wohl klagen,
dass ich nun in manchen Tagen
nicht Gnade kann erwerben.
Ich klage, dass ich sterben
nicht kann von Herzeleide.
Ich klage, dass uns beide
nicht das Gleiche zwinget,
mich und auch sie: mir bringet
es Leid, und sie doch Freude hat.
Ich klage, warum ich noch sie bat,
was ich mit Treu von ihr begehrte,
dass sie mich nimmer des gewährte:
auch nicht ein Härlein gab sie nach.
Ich mag so manches Ungemach
klagen, das mir von ihr geschah.
O weh, dass ich sie jemals sah,
ja weh der bösen Stunde,
die mit beredtem Munde
mir rieth zu ihrer Minne:
die schwächet meine Sinne
von Tag zu Tage mehre.
Kann Jemand geben Lehre,
kann Jemand geben guten Rath
in meiner Sache; in der That,
der rathe und bescheide,
wie ich vom Herzenleide

23 wanne ich. — 27 daz] *ursprünglich stund* wer, *welches punktirt ist.* daz *steht drüber.*
V. 7 geliechez. — 8 si *punktirt*, *drüber* dich. — 11 driuwen. — 18 dô] ders. — 24 minen tougen? minne dinge? —

einen wîch gewinne,
daz mîn herce entrinne
ûz sorgen, dâ ez inne lît:
wil ieman râten, des ist zît.

VI.

(Verse abgesetzt. Schrift wie bei V.)

Vil herceliebe frowe mîn,
mîn nôt lâ dir geelaget sîn.
ich grüeze dich mit ganzen sinnen,
got und sîn engel müez dich minnen.
dâ bî clage ich ein ander nôt:
VI b. mîn herce ist nâch dînn minnen dôt.
dû gêst mir vil digge dangen
minnecliche vor den augen,
alsô der liehte sunnen schîn.
gnâde, liebe vrowe mîn,
hilf mir ûz minen nœten,
dîn minne wil mich dœten.
owê, gelebte ich noch den dac,
daz vil wol geschehen mac,
daz dû mir soldest nâhen
und mit armen umbe vâhen,
dâ wære süezer minnen vil:
sich, vrowe, welch ein minnen spil!
ich enkan dir nû niht vil gesagen,
wan ichn mae mich niht wol gehaben
die wîle daz dîn [vil] werder lîp
von mir sô lange verre lît.
gnâde, frowe, gnâde mir,
sô wil ich immer dienen dir;
enhilfstu mir niht ûzer nôt,
sô bin ich sicherlichen dôt.

VII. Ein Ieich.

(Verse nicht abgesetzt. Ueberaus viel Abkürzungen.)

VII a. Zühte rîch
und minneclîch
ist diu mich
in liebe hat gebunden.
Mich mac behagen,
daz ich clagen
unde sagen
sol ir mîne wunden.

In freuden sweben
muoz min leben,
wil si geben

---

27 einen wîch wie ich. — 28 endrinne. — 30 daz. — eiet (: liet).
VI, 4 sine engel muzen. — 5 ich dir ein. — 6 dinen. — 9 liehde. — 12 dine minne wellent. — 16 umme. — 19 nit. — 20 ich enmae mich nu nit. — 25 enhilfes du. —
VII, 1 Zuhdig. — 3 di. —

Lösung noch gewinne,
dass mein Herz entrinne
aus Sorgen, die ihm gibt der Streit:
will Jemand rathen, des ist Zeit.

VI.

Sehr herzeliebe Herrin mein,
meine Noth lass dir geklaget sein.
Ich grüsse dich mit ganzen Sinnen,
Gott und sein Engel müss' dich minnen.
Da bei klage ich eine andre Noth:
mein Herz ist nach deiner Liebe todt.
Du gehst mir gar oft heimlich
liebenswerth vor den Augen,
wie der lichte Sonnenschein.
Gnade, liebe Herrin mein,
hilf mir aus meinen Nöthen,
deine Liebe will mich tödten.
O weh, erlebt' ich noch den Tag,
(gar leicht das geschehen mag)
dass du mir solltest nahen
und mit Armen mich umfahen,
da wäre süsser Minne viel:
sieh, Herrin, welch ein Minnenspiel!
Ich kann dir nun nicht vieles sagen,
denn ich kann mich nicht wol gehaben,
die weil dass dein sehr werther Leib
von mir so lange ferne liegt.
Gnade, Herrin, gnade mir,
so will ich immer dienen dir;
und hilfst du mir nicht aus der Noth,
so bin ich sicherlich bald todt.

VII.

An Zuchten reich
und minniglich
ist die mich
in Liebe hat gebunden.
Mir mag behagen,
dass ich klagen
und auch sagen
soll ir meine Wunden

In Freuden schweben
muss mein Leben,
will sie geben

mir drôst in minre swêre;
kan ich gern,
si kan gewern:
wie mac verbern
ir zuht diu scœne hêre?

Kan ich biden
mit [guoden] siden,
si kan binden
und entwinden
nôt in herzeleide.
Ir jugent
hât dugent;
swie si duot,
doch ist guot
diu liebe ân underscheide

In jungen jâren
wol gebâren,
swigen, lâzen,
reden, mâzen
kan diu sældenbêre;
Si kan mit freiden
drûren leiden,
süezen clagen
niht versagen:
si hât der zühte lêre.

Ir scœne, ir zuht
hât bernde fruht
frôliche bl,
gebresten fri,
VII, b. still unde offenbêre.
Si gît ende
ân missewende;
ir jugent clâr
hât guot gebâr;
si ist ungenâden lêre.

Kinsche, reine,
frô, gemeine,
valsches bar,
lûn und clâr
ist diu gründelôse;
Mit freuden zam,
der minnen stam,
ist diu wîse,
die ich brîse:
si ist der dugende clôse.

mir Trost in meiner Schwere.
Kann ich begehren,
sie kann gewähren:
wie mag abthun
ihre Zucht die Schöne, Hehre?

Kann ich bitten
mit Sitten,
sie kann binden
und lösen
Noth in Herzeleide.
Ihre Jugend
hat Tugend;
wie sie thut,
doch ist gut
die Liebe ohne Unterschied.

In jungen Jahren
wohl gebärden,
schweigen, zugestehn,
reden, ermessen
kann die Glückgebende.
Sie kann durch Entfernungen
trauern verleiden,
süssen Klagen
nichts versagen:
sie hat der Zucht Belehrung.

Ihre Schönheit, ihre Zucht
hat schmückende Frucht
bei Fröhlichkeit.
Frei von Fehl,
heimlich und offenbar.
Sie gibt Erfüllung
ohne Fehl;
ihre klare Jugend
hat gute Gebärde
sie ist frei von Ungnade.

Keusch, rein,
froh, leutselig,
von Falschheit frei
fein und klar
ist die Unergründliche.
Mit Freuden sittsam,
ein Stamm der Liebe
ist die Weise,
die ich preise,
sie ist der Tugend Verschluss.

12 mir *fehlt*. — 16 di. — 24 swi. — 26 di — 32 freuden. — 35 nit. — 36 zuhde. — 39 frolich. — 51 di. — 54. 5 di. —

Wer wil spehen		Wer will betrachten
unde sehen		und sehen
die vil guoden		die sehr Gute,
hôchgemuoden,	60	Hochgemuthe,
daz er doch belibe		dass er dennoch bleibe
Alsus, daz Minne		also, dass die Minne
in sîme sinne		in seinem Sinne
niht endrage		nicht hervorbringe
sende clage	65	sehnsüchtige Klage
nâch ir werdem lîbe?		nach ihrem werthen Leibe?
Si gît smerzen		Sie giebt Schmerzen
jungen herzen;		jungen Herzen;
si kan wunden		sie kann verwunden
ze allen stunden	70	zu allen Stunden,
unde wunden heilen.		und auch Wunden heilen.
Si gît beide,		Sie gibt beides,
lieb mit leide;		Freude mit Leid;
si ist diu kan		sie ist's, die kann
an sendem man	75	an dem liebenden Mann
leit von liebe deilen.		Leid von Freude scheiden.
VIII a. Owê daz ich niht wesen muoz		O weh, dass ich nicht weilen muss
bî ir, daz duot mir immer wê:		bei ihr, das thut mir immer weh:
Sô sanfte duot [mir] ir werder gruoz.		so sanfte thut ihr werther Gruss.
ir kel ist wîz alsam der snê,	80	Ihr Hals ist weiss so wie der Schnee,
Ir wangen clâr, ir munt ist rôt:		ihr Wangen klar, ihr Mund ist roth:
geleit ie man sô grôze nôt?		erlitt je Mann so grosse Noth?
sin dræste mich odr ich bin dôt!		Sie tröste mich, sonst bin ich todt!

59 di. — 64 mit indrage. — 76 libe. — 82 geleid. — 83 si endroste. —

Das Bild, welches wir dieser unserer Mittheilung beigeben, zeigt im obern Theile ein Gemälde der Mannessischen Handschrift. Ein Ritter sitzt auf zierlicher Bank neben seiner Herrin, welcher er ein Buch, eine Sammlung Lieder oder Briefe, so eben überreicht hat. Beide unterhalten sich darüber. Zwischen ihnen findet sich ein blühender Rosenbaum, dessen zwei Hauptäste ein Herz bilden, in welchem sich ein goldner Schild mit blauem Querbalken, worin das Wort AMOR zu lesen ist, befindet. Zur Seite der Jungfrau findet sich das Sinnbild des Glaubens, zur Seite des Ritters dasjenige der Liebe, die aus einem Füllhorne ihre Blühten ausstreut. Sie sollen die beiden Hauptrichtungen der ritterlichen Lyrik, den Gottesdienst und den Frauendienst, andeuten. Die dritte, den Herrendienst, symbolisch anzudeuten, fand der Künstler mit Recht hier für unzweckmässig. Der untere Theil giebt ein ungefähres Abbild zweier Seiten der Handschrift, welche die mitgetheilten Briefe enthält.

lieke ich vil wol uf den list. de ich
dir hulfe wizze crist. dar ange
denke ramez wip. und dröste mi
nen senden lip. Vn lese mich uz se
d'not. des gedenke ich biz an mi
ne dot. Gnad' frowe usse gnade
lone. du bist mines hre crune. du
bist mit gelugget hail. un gewi
ne ich im'an dir dail. so wizzes
liebe frowe daz. de nie wip noch
ine frowe baz. gegruzet wart
no ainē man. i doch sold du den
willen hau. Swar ich nie Ra dir
bist du Rimē. du hast dir. mie
gar bemimē. min hre zu aime
huse. da en Ran drewne noch
grose. min uz uribe dich. hau
uzz'allen wibē dich rich. di mi
ne dich drin ge drugget. da z
slaz ist forge rugget. hre liebe

So wie der argen stund e
Vn ders non erst begund e
mir lieben ist minn e
si swachent mine sinn e
vō dage zu dage ie mer e
Ran ieman geben ler e
Ran ieman geben gude ra t
zu mine dougē als ez mir sla t
d'raie onde le re
Wie ich nō hre so re
Wie ich gewinn e
daz min hre endrinn e
vz sorgen da ez mine lie t
Wil ieman raden daz ist ir

Vil hre liebe frowe mi n
mi not la dir geclaget si n
ich gruze dich mit gantē sinen
got vnd sine ogel uinze dich minē
da bi clag ich dir ein and' no t

PT
1429
L6E8

Ettmüller, Ernst Moritz
Ludwig, 1802-1877
Sechs Briefe und ein Leich

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW